

„Gefoppt, gefoppt,“ schrieb der Rätselsteller; „Zaikew's kleiner Benjamin war's, der ist um acht Jahr zu zeitlich gekommen.“

Alles lachte und lärmte durcheinander, sogar Kessel, die sonst in diesem Punkt keinen Spaß verstand.

Dann sprang auch der „Advokat“ Lippmann Goldberger auf den Tisch:

„Und wem, meint's ihr,“ schrieb er, „wem verdankt's Zaikew's Benjamin, daß er da sitzt bei dem Hochzeitsmahl seiner Eltern und ein Stück Torte aufißt?“

„Kesele, Kesele,“ rief man ihm entgegen, „die ist ja beim Kaiser gewesen.“

„Gefoppt, gefoppt,“ schrieb er nun seinerseits; „mir hat er's zu verdanken, denn ich hab' die Bittschrift an den Kaiser gemacht.“

Allgemeines Staunen folgte diesen Worten, dann Erklärung Lippmann's, wie er, statt zum Kanzlisten zu gehen, die Bittschrift selbst aufgesetzt habe, damit der Kaiser seine eigene Schrift lese, dann stürmischer Dank des Brautpaares und Jubel und Freude von allen Seiten. . . .

Aber, Herr Advokat! haben wir denn das alles nicht schon in Wien gewußt??

Märchen aus dem Ghetto.

Der Aufgerufene.

Nachts stehen die Toten auf und begeben sich in die Synagoge, um da zu beten. Sie nehmen die Thora aus der Lade heraus, rollen sie auf und beginnen daraus den Wochenabschnitt zu „leinen“ (lesen). Es ist eine stumme, betende Gemeinde, man hört keinen Laut, und wenn sich einer, der zur

Thora hinaufgerufen wird, durch die dicht Gedrängten bewegt, ist kein Schritt vernehmbar. Die ewige Lampe, die vor der „heiligen Lade“ brennt, leuchtet dazu. Nur wenn einer im Ghetto sterben soll, wird sein Name drin laut aufgerufen, damit er sich zur Thora hinaufstelle. Frühmorgens muß deswegen der „Schulklopser“, der die Synagoge öffnet, dreimal mit dem Schlüssel an die Türe pochen, damit die tote Gemeinde es wisse, daß die Lebende zum Gebet einziehen wolle. Rabbi Moscheh Hahn (dessen Andenken gelobt sei!) hatte sich einst bis tief in die Nacht bei seinem Freunde, dem Rabbi, verspätet, da beide mit einer wichtigen talmudischen Frage nicht fertig werden konnten. Als er an der Synagoge vorbeikam, hört' er sich drin bei seinem Namen zur Thora hinaufgerufen. Er erschrickt anfangs, dann sagt er leise: Schon?? und geht still nach Hause und sagt da zu seinem Weibe: „Selbe, schick mir um die Rabbronim*); ich werd' sterben.“ Die lacht ungläubig. „Du bist ja frisch und gesund,“ sagt sie. „Schick nur,“ bat er wehmütig. Sie aber beharrte in ihrem Unglauben. Tags drauf konnte er nicht mehr aufstehen, da mußte sie freilich um die Totengräber schicken. Am dritten Tage begruben sie ihn auf dem „guten Ort“.

Das ungejegnete Kind.

War ein Kind, das sich, wenn der Vater Freitags abends oder am Sabbat aus der Synagoge heimkam, nie wollte von ihm „benschen“ (segnen) lassen. Wenn er nach den zwei andern Kindern rief, und sie herbeiliefen, um ihre Köpfe unter die segnenden Hände des Vaters zu legen, hatte es immer etwas anderes zu tun, oder versteckte sich gar. Kurze Zeit darauf starb es. Am ersten Freitagabende nach seinem Tode, als der Vater aus der Synagoge heimkam und nach den Knaben

*) Die Gesellschaft der Totengräber. Sie besorgen das Ankleiden, Waschen und Begraben der Toten.

und Mädchen rief, um sie zu bensch, kommt es ihm vor, als lägen drei Köpfe unter seinen Händen. Er zieht sie erschrocken zurück und will nun jedes Kind einzeln segnen. Da ist es ihm wieder, als streckte sich noch ein Kopf daneben. Am Sabbat fiel das nämliche vor, und das ging so durch die dreißig Tage, in denen der Vater sein Barthaar wachsen ließ aus Trauer um sein verlorenes Kind. Geht der Vater darauf zum Rabbi und macht deswegen eine Frage. „Wenn Euch das noch einmal zukommt,“ sagt der Rabbi, „so haltet die Hände nur auf dem unsichtbaren Kopf und bensch ihn, es wird das Euer Kind sein.“ Am Abend des nächsten Freitags spricht denn auch der Vater einen Segen, wie ihn Jakob den Söhnen seines Josephs gesprochen, und hält seine Hände in der Luft über den Kopf, den er wohl fühlt, aber nicht sieht. Seit jener Zeit hatte das ungesegnete Kind in seinem Grabe Ruhe.

Die beweglichen Bücher.

Eben jener Mojschel Hahn, dessen sonderbaren Tod wir erzählten, war es, dem einst noch etwas anderes zukam. Er hatte nämlich die Gewohnheit, wenn er den Talmud oder andere tiefjinnige Bücher „ausgelernt“ hatte, daß er sie auf's Geratewohl wieder in den Kasten zurückgab. Da beging er aber ein bedeutendes Unrecht, denn dadurch konnte es geschehen, daß der heilige Name Gottes nach unten gekehrt stand. In der Nacht erweckt ihn einmal das Geräusch eines von dem Schranke heruntergefallenen Buches, er steht also auf und stellt es wieder an seinen Platz zurück. Kurz darauf erwacht er von neuem, das Buch ist wieder herabgestürzt. Nachdem er aufgestanden und kopfschüttelnd das frühere Geschäft wiederholt hat, legt er sich zu Bett. Aber er muß sich zum dritteumal erheben, denn das Buch liegt wieder am Boden. Da wird er aufmerksam, beschaut es genau und stellt es nun gerade, wie es sein muß, in den Kasten zurück. Er hatte weiter nicht nötig aufzustehen.

Amen sagen.

Ein alt' Babel (Großmütterchen) lag im Sterben. Fremde Gesichter standen um ihr Bett herum, denn ihr waren alle Kinder und Kindeskinde in die jenseitige Welt vorausgegangen. Als das Babel schon den Todesengel sah, wie der sein Schwert zu seinen Häupten wälzte und schloß, sagte es tiefbekümmert zu den fremden Gesichtern: Ich tu' gern sterben, denn ich bin alt und hab' keine Freund' auf der ganzen Erd'; wüßt' ich nur, wer nach meinem Tode wird Radisch*) und Amen mir nachsagen. In fernem Landen lebt aber ein Urenkel von Babel, wild und zerstreut und seiner Heimat vergessen. Der wird in derselben Nacht durch eine Stimme geweckt, die er rufen hört: Tossesleben! geh morgen früh in „Schul“ und sag deinem alten Babel Radisch nach, Gott wird dir dessen eingedenk sein. Der wilde Urenkel überhört aber oder verschläft diese Mahnung, er geht nicht in „Schul“, und so muß alt' Babel noch in den zwei folgenden Nächten sich aus seinem Grabe herausbemühen, um ihn um das „Amen“ zu bitten. In der dritten Nacht weint es sogar und fährt ihm mit der Hand über das Antlitz und spricht: „Du bist mein einzig Urinigl (Urenkel), sonst hab' ich ja kein' Freunde auf der Welt; also geh in Schul' und sag mir Radisch nach.“ Da ermaunt sich der Urenkel, und wie der Morgen graut, zieht er die Tefillin (Gebetriemen) an und geht in die Synagoge, wo er ein gar seltener Gast war. Da stellt er sich dann, wie das Morgengebet zu Ende war, zum Vorbeter hin und sagt für sein alt' Babel den erbetenen Radisch nach. So tut er das ganze Jahr frühmorgens und abends. Da bekommt er eines Tages einen Brief vom „Magistrat“: Sein Babel ist gestorben und hat ihm etliche hundert Gulden hinterlassen.

*) Das Schlußgebet in der Synagoge. Die Trauernden sprechen es für die Gestorbenen durch ein ganzes Jahr. Reiche, kinderlose Leute hinterlassen oft bedeutende Vermächtnisse, damit ein Schuldner oder ein Rabbi ihnen „Radisch“ nachsage.

Die Badende.

Rabbi Eleazar=Glogau, der zu seiner Zeit ein sehr berühmter Rabbi war und auch Kabbala verstand, saß einst in später Nacht über dem Talmud und lernte gar fleißig. Da ertönte mit einem Male vom Hofe herauf ein langgezogenes Wimmern; er macht das Fenster auf, um nachzusehen; da erblickt er unten eine weiße Gestalt, angstvoll die Hände zu ihm heraufhebend. „Was willst du?“ fragt er sie. „Ich bin,“ gab die Gestalt zur Antwort, „Fischel=Glaser's Weib, und man hat mich gestern begraben. Weil ich aber vergessen hab', in die Tuck*) zu gehen, muß ich zurück. Rabbi, tut mir den Gefallen und gebt mir die Schlüssel.“ Der besinnt sich nicht lange und wirft ihr den schweren Schlüsselbund zur Tuck hinab. Bald darauf hört er, wie das Wasser im Bade rauscht, der leiseste Wellenschlag tönt zu seinen Ohren, und genau weiß er es zu entscheiden, wann die Badende sich erhebt und niederläßt und wann sie die Tropfen des feuchten Elementes sich aus den Haaren schüttelt. Dann wird es still; der Rabbi schließ auf seinem Buche ein. Frühmorgens hingen die Schlüssel zur Tuck, wie immer, an der Türe.

Das Kind, das den Messias sieht.

„Ich will mich auch zum Szeder**) setzen,“ bat das kleine Schimmele, als es die freudigstrahlenden Lichter und den herrlichen Tisch sah, worauf der Auszug aus Mizraim sinnbildlich in mehreren Gegenständen lag, als da sind das gekochte Fleisch, das Ei und das Salzwasser, und das gelbe Gemische von Äpfeln und Wein, vorstellend den ägyptischen Lehm, den die Kinder Israel zum Baue der Festungen

*) So heißt das öffentliche Bad der Frauen. Tuck, ober eigentlich Dute, weil das Gesetz ein dreimaliges Duden oder Untertauchen vorschreibt.

**) Die Feierlichkeit, womit man im Ghetto den Auszug aus Ägypten begeht.

stampfen mußten. Aber das Kind war todkrank, und so sagte die Mutter zu ihm: „Bleib du lieber in deinem Bettel, ich bring' dir den ganzen Szeder dorthin.“ Ob das kleine Schimmele wohl ahnte, daß es der letzte Szeder sein werde, den es auf Erden mitfeierte, weil es so heftig auf seinen Willen bestand? Die Mutter tat ihm endlich, und so saß das kleine Schimmele vor dem glänzenden Tische, gebettet auf weichen Polstern, die man ihm unterlegt hatte. Man gab ihm auch ein Becherchen Wein, wie jedem andern, und so oft der Vater trank, nippte es auch und tauchte, als man zu den zehn Landplagen kam, zehnmal seine Finger in den Wein und war fröhlich und selig. „Für wen ist denn das Glas,“ fragte es, „was da keiner trinkt?“ „Das ist für den Messias“ — sagt der Vater. „Wann kommt er denn?“ „Nach Tisch wird er kommen.“ Wie man abgespeist und gebetscht (das Gebet gesprochen) hat, wird wieder die Hagadah*) hergenommen und gesungen. Dann öffnet man spannwweit die Türe, damit der Messias hineintrete. Klein Schimmele sieht mit unverwandten Blicken hin, da wird es bleich und immer bleicher, aber die Augen glänzen und leuchten noch höher, wie die Lichter auf dem Tische; endlich streckt es sogar seine Hände gegen die Türe aus. „Was ist dem Kind?“ fragt lächelnd der Vater und befiehlt, die Türe zu schließen. Da fährt klein Schimmele auf und sagt: „Ich hab' den Messias gesehen, er hat mir zugewinkt mit der Hand. Er hat einen Schofer**) in der Hand und ist jung.“ Der Vater schüttelt den Kopf und singt weiter: „Im kommenden Jahr in Jeruschalaim.“ Die andern stimmten mit ein. Tags darauf war klein Schimmele zwar nicht in Jeruschalaim, aber an einem andern kühlen Ort. Es war gestorben, aber den Messias hat es doch gesehen.

*) Das Buch, worin die Gebete und Gesänge der beiden Nächte enthalten sind.

**) Das große Horn, das am Neujahrstage geblasen wird.

Der Alphabet-Engel.

Das Kind kam traurig und schweigend aus der Schule heim. Es war kein Wunder: der Lehrer war im Besitze einer dreifach gechlungenen Peitsche, und das Alphabet ist in der That nicht so leicht, wie sich das die gelehrten Leute gewöhnlich vorstellen. „Dir seh' ich's an,“ sagte die Mutter, „der Mallech (Engel) hat dir noch nichts geworfen.“ „Wie weißt du das?“ „Ich hab' ein klein Vögele, das sieht immer zur Schule hinein, und hernach fliegt es zu mir herüber und erzählt mir alles von dir.“ — Andern Tags, wer kommt selig, lachend, herzfrendig nach Hause gelaufen? „Ist das Vögele da gewesen heut' vormittag?“ „Zu jeder Minut' im Tag kommt's zu mir.“ „Und was hat es erzählt?“ „Es hat nicht hoch (laut) genug geredet; war auch gerade ein Kunde im Gewölbe. Sag du mir's.“ Das Kind greift in die Tasche und bringt süße Mandeln und noch süßere Rosinen hervor. „Ich bin, soll ich leben, böse auf das Vögele! Warum hat's mir nicht erzählt, daß dir der Mallech das geworfen hat? — Aber verdirb dir nur nicht den Magen!“

Des Großvaters Ermahnungen.

„Fischelleben,“ sagte einst der blinde, fünfundsiebzigjährige Großvater zu seinem Enkel, „gib gut acht, was ich dir jetzt vorreden werde: Tu mir um Gottes willen bei Nacht nicht pfeifen. Du kannst ein krumm' Maul bekommen, und das hat dann der Satan gemacht. Geh auch nicht in bloßen Strümpfen herum, weil du noch Vater und Mutter hast; es könnt' eines davon, Gott sei dafür, sterben, und das sag' ich dir vor allem: Leg den Laib Brot immer auf die rechte Seit' — damit du's all dein Leben zu essen hast. . . . Daß man keine Schwalbe beleidigen darf, weißt du schon laug'; die Schwalben haben Wasser gebracht, wie der Tempel in Jerusalem ist zerstört worden; aber eine Spinne darfst du am heiligen Schabbes zertreten, die Spinnen, die haben feurige

Stohlen aufs Dach getragen. . . . Noch etwas darj ich nicht vergessen. Wenn du dir die Nägel abschneidst, tu's nicht der Reihe nach, übergeh immer einen Finger, und wenn du sie dann verbrennst, leg zwei Stücklein Holz dazu. Du wirst fragen warum? Die zwei Stücklein Holz sollen einmal Zeugen sein, daß du die Nägel verbrannt hast. Und warum verbrennen? Was ist denn an diesen Nägeln? Hör mich an! Sind die Nägel nicht an deiner Hand gewesen? Und hast du mit derselben Hand dir nicht die Tefillin (Gebetriemen) umgeschnallt? Und hast du damit nicht Almosen gegeben? Warum soll etwas vom Leib verworfen werden, was Gott gedient hat? . . ."

Es ist der Segen hineingekommen.

Braut und Bräutigam standen schön geschmückt da, um unter die Chuppe (Trauungshimmel) zu gehen. Draußen schallte fröhliche hochzeitliche Musik, und an der Ecke der Gasse richtete der Schameß (Schuldiener) die vier schweren Stangen auf, worüber eine schwere goldgestickte Decke als eigentlicher Brauthimmel gespannt wurde. Was schrien und sprangen da die Knaben des Ghettos, wer die Stützpfiler tragen sollte! Aber gemacht, gemacht! Wie sich der Zug in Bewegung setzen wollte, schrie der Braut Schwiegervater: „Was eilt ihr, Leut'? Zu- vor muß ich den Medan (Mitgift) für meinen Sohn auf dem Tisch aufgezählt sehen, früher kein Schritt.“ „Das Geld ist Euch so sicher,“ sagt drauf der Vater, „als wenn es schon in Eurem Kasten wäre! — Laßt das bis nach der Chuppe, Mendel!“ „Ich soll sterben,“ schwört hingegen der Schwiegervater, „wenn ich einen Schritt weiter gehe! Erst muß die Mitgift auf dem Tisch liegen.“ Da wird seufzend der Geldsack aufgetan; Taler für Taler, Gulden für Gulden kommt hervor; die Häufchen reihen sich aneinander, und das dauert wohl eine lange halbe Stunde, bis die Summe rund ist. „Das sind erst vierhundert Gulden,“ sagt Mendel, „da fehlen noch zweihundert dazu.“ „Mehr geb' ich nicht,“ meint der Vater ruhig.

Noch ruhiger sagt darauf Mendel: „Gut, aber die Hochzeit hat 'n End'." Als bald nun brechen die Geister der Zwietracht stürmisch in die Verwandten ein, Braut und Bräutigam werden voneinander getrennt: zwischen sie ist der Tisch gedrängt, darauf flimmert das Geld. „Und wegen dem, wegen dem!“ ruft die Braut mit entsetzlichem Jammer. Die Bänder der goldenen Haube, die mit den Fransen ihr tief über die Augen herabhäng, lösten sich, sie fiel nach rückwärts, und ein bleiches, erschrockenes Antlitz ward sichtbar. Da ward mit einem Male der Schwiegervater, Mendel, schwach bis zum Umsinken. „Leut', Leut',“ ruft er, „seht her, da ist ein Wunder vom Himmel geschehen, auf dem Tisch liegen die sechshundert Gulden.“ Hundert Hände wühlen, zählen zu gleicher Zeit in dem Gelde; die sechshundert sind vollzählig. „Da ist der Segen hineinkommen,“ denken, sagen die Leute, stiller Schauer fliegt über die Herzen. Man geht zur Hochzeit.

Noch etwas vom Segen.

Wenn man den „Segen“ in seinem Hause bemerkt, so spreche man lieber nichts davon! Hinter jedem Segen lauert ein böser Sched (Geist), der im Augenblicke des Aussprechens seinen giftigen Hauch darüber bläst. — Das hat sich Josef Rozanda, der ein Dorfgeher war, sehr wohl gemerkt. Denn als er eines Freitags von der Wochenwanderung durch die Dörfer zurückkehrte, war seine Seele traurig und gramvoll, weil er nicht einmal so viel „gelöst“ hatte, um sich damit den Sabbat zu machen. Wenn er zum Wirtshause in der großen Allee kam, wußte er, stand sein gutes Weib Perl und begehrte Geld von ihm auf eben diesen Sabbat. Und mit Verzweiflung dachte er daran, wie er den letzten silbernen Löffel, den er noch von seinen Hochzeitsgeschenken her hatte, werde nehmen und zu Kalme, dem Goldschmied, werde hintragen müssen. „Was soll man tun,“ meinte er still in sich, „der Schabbes muß gehalten werden.“ Fast in dem nämlichen

Augenblicke stand ein Bauer vor ihm, der zu kaufen begehrte. Josef öffnete den Pack, der Bauer „handelte“ nicht und belud sich mit der Ware, worauf er ihm das bare Geld in die Hand zählte. Damit ging Josef Kazanda fröhlich und Gott preisend weiter; nur wunderte er sich, daß, als er sich nach dem Bauer umblickte, nichts von ihm zu sehen war. Die Straße machte doch keine Krümmung.

Bei dem Wirtshause fand er sein Weib; er gab ihr Geld auf „Schabbes“.

Nun traf es sich, daß am nächsten Freitag sein Weib seiner nicht wartete, nämlich dort beim Wirtshaus; ja, als er in seine Stube trat, dünkte es ihn noch sonderbarer. Denn da leuchtete und duftete der Sabbat durch alle Räume. Auf dem Tische lagen schon die herrlich gebräunten weißen Brote, und Perl schuppte soeben einen großen Fisch ab.

„Warst du vielleicht bei Kalme Goldschmied?“ fragte er sie verwundert.

„Wo fallst du aus?“ entgegnet sie. „Und wie hast du Schabbes gemacht?“ „Ich hab' noch Geld von vergangener Woch'.“ Sie sahen sich darauf einander an; es war ein Gedanke in ihrer Seele, aber sie sprachen ihn nicht aus. Am folgenden Freitag wartete Perl wieder nicht, und Josef fand wieder Schabbes gemacht, leuchtender und duftender als je zuvor. Das ging so durch viele lange Jahre; nicht nur für den Sabbat, für die ganze Woche war immer Geld da. Es blühte und grünte in dem Hause des Dorfschmieds, sichtbar rauschten die Fittiche des Segens darüber. Er, der arme verachtete Mann, der nicht einmal das Wochengeld für den Rabbi aufbringen konnte, schickte ihm nun zu jedem Feiertag mehr als jeder andere, und Perl, die in einem versteckten Winkel der „Weiberschul“ gestanden, wo sie von dem, was in der Männerschul vorging, nichts erfuhr, hatte ihren „Ständer“ jetzt oben, den dritten von der Vorsteherin.

Am Totenbette Josef Kazandas stand die ganze Gesell=

schaft der Kabbronim (Bruderschaft der Totengräber) und sagte mit ihm die letzten Gebete. Er aber hieß sie sämtlich hinausgehen, bis auf sein treues Weib Perl, die ihm näher treten mußte. „Ich geh' jetzt aus der Welt,“ sagte er, „soll ich nichts reden?“ „Schweig lieber,“ entgegnete sie, „bis du drüben bei Gott bist, da kannst du dich bedanken.“

Also schwieg er; aber ein Lächeln konnte er sich nicht versagen, und sie lächelte auch. Konnte es sich da glänzender offenbaren, daß der Segen über sie gekommen war?

Der Begleiter.

Eine Mutter gab ihrem Kinde, das in die weite Welt zog, das letzte Geleite bis zur Straße, die es nun ziehen sollte. Wie sie es nun gehezt und geküßt und gesegnet hatte, sprach sie tiefbekümmert: „Jede Mamm' (Mutter), die ihr Kind von sich läßt, bekommt von Gott einen Mallech (Engel), der geht mit dem Kind fort und gibt acht auf ihn. Nur um das eine bitt' ich dich: leg alle Tage Tefillin — und wenn du's nicht tust, wird mir's schon der Mallech erzählen.“ Nun aber sage ich euch: an den Wimpern der Mutter hing noch das Tränenmaß, als das Kind schon ihren Engel vergessen hatte. Eine wilde Zerstreung bemächtigte sich seiner Sinne, und die Tefillin schloßen einen unheimlichen Schlaf. „Wo bleibt der Engel meiner Mutter?“ fragte sich oft das Kind, solange es in Freuden schwamm, und dieselbe Frage tat es, als es krank, hungrig und abgezehrt — fern von seiner Mutter war. Da fiel ihm das Beten wieder ein; es nahm die Tefillin hervor und umschnallte damit die linke Hand und den Kopf. Wie er sie nach dem Gebete wieder in das Sammetbeutelchen zurücklegte, das er in seinem dreizehnten Jahre von seiner Schwester erhalten, fiel da nicht etwas Helleuchtendes, Freudigjüngelndes heraus? Waren das nicht zwei große Goldstücke? Nächster Tage brachte die Post einen Brief, darin stand: „Gute Mutter! Deinen Mallech hab' ich erst jetzt gesehen, und gerade zur rechten Zeit ist er gekommen. Jetzt

will ich alle Tag Tefillin legen und hab' mir von dem Geld auch zwei Paar Stiefel und einen guten Winterrock angeschafft."

Nicht sterben können.

In stiller Nacht war es einmal dem Schulklopfer, als hörte er den Hammer, womit er frühmorgens und abends die Leute zur Synagoge rief, in leisen Schwingungen auf und nieder gleiten. „Der Hammer läßt mich nicht schlafen," sagte er zu seiner Tochter, die, ebenfalls wach, den unheimlich leisen Schlägen lauschte. „Einer wird sterben wollen in der Gasse," sagte sie schauernd, aber gleich darauf schrie sie in ungeheurer Angst: „Lebendiger Gott! der Rabbi wird's sein." In demselben Augenblicke hörten die Schwingungen des Hammers auf; draußen aber pochte jemand ans Fenster, und eine hastige Stimme rief: „Steht auf und geht in Schul' klopfen, die Leut' sollen Thillim (Psalmen) sagen, denn der Rabbi liegt im Sterben." In stiller Nacht ertönten nun die drei bekannten Zeichen des Hammers an jeder Türe. Aufschauend in den innersten Tisern ihrer Seele hörte die Tochter, wie ihr Vater von Haus zu Haus schritt, und als nun der letzte Schlag an der letzten Türe der Gasse verschollen war, meinte sie, jetzt müsse der Rabbi seinen letzten Atemzug getan haben. Da mußte sie bitter weinen. Aber das Thillimsagen der Leute hielt seine scheidende Seele noch zurück, noch wichen die Schatten des Todes nicht vom Rabbi. Frühmorgens war er ein Sterbender, und seine Bochrin (Schüler) wehlagten lauter. Man nahm nun Wachs und Docht, man maß die ganze Körperlänge des kranken Rabbi und formte danach ein riesiges Licht. Dem zog man einen Sterbekittel an und trug es dann hinaus auf den „guten Ort" (Friedhof), wo man es zu den Toten begrub. Dennoch mußte man bald darauf denken, die Körperlänge des Rabbi — für die sechs Bretter seines Sarges zu brauchen. „Gott, starker Gott!" schrien die Bochrin, „wie sollen wir es denn anfangen, daß der Rabbi leben bleibt?"

— „Kommt Jahre für ihn sammeln,“ sprach darauf einer, „vielleicht hört uns Gott.“ Ein Bocher ging nun von Haus zu Haus, ein Papier in der Hand, dahin ein jeder schrieb, wieviel Jahre, Wochen oder Tage seines eigenen Lebens er für den sterbenden Rabbi gab. Des Schulklopfers Tochter stand vor der Hausthüre, als der Bocher mit dem Papiere gerade vorbeiging. „Und du gibst nichts für den Rabbi her?“ rief er ihr zu. — „Mein Leben, mein ganzes Leben geb' ich für ihn hin,“ sprach sie schluchzend. „Soll ich das einschreiben?“ — „Schreibt, schreibt!“ So zeichnete der Bocher das Leben Hanneles ein. Zur selben Stunde genas der Rabbi; — am andern Tage begrub man eine junge Leiche auf dem „guten Ort“ — nun, es war des Schulklopfers Tochter. Aber so hastig das Mädchen unter die Toten gegangen war, so schwer fiel es nun dem Rabbi, seinen Namen aus dem Buche der Lebenden auszulöschen. Es war merkwürdig: in der ersten Zeit nach seiner Genesung war der Rabbi fröhlich und guter Dinge; er blühte in wunderbarer Kraft wieder auf. Dann aber ward er schwermütig und bleich; die Leute wußten nicht, woher das kam. Die Leute wußten nicht, daß, wenn der Rabbi in später Nacht über dem Talmud saß und lernte, unten im Hofe ein leiser Gesang ertönte, und daß, wenn er das Fenster öffnete, ein schönes Mädchen unten stand, dessen Todeslächeln er durch den Schleier der Finsternis hinaufleuchten sah. „Sie könnte jetzt jünger und frei sein wie der Vogel in der Luft,“ dachte dann der Rabbi, und in stiller Nacht weinte er über den dumpfen Blättern seiner Bücher. Einmal um Mitternacht erschollen bange Wehklagen um das Haus, sonderbare Töne, wie sie der Schmerz erpreßt. Gleich darauf hörte er die Stimme eines neugeborenen Kindes. „Weh' geschrien!“ rief der Rabbi, „um das hab' ich sie gebracht.“ In jeder Nacht vernahm er nun dies Kinderwimmern, dazwischen aber auch so himmlische Wiegenlieder, daß er aus tiefstem Herzensgrunde

weinen mußte. Sechsmal im Laufe der Jahre wiederholten sich die Schmerzensklagen jener Nacht, dann kam das Neugeborene, dann die wunderbaren Wiegenlieder. Dann ward es eine lange Zeit still . . . einmal jedoch erscholl wieder schöner, jubelnder Gesang, und der Rabbi wußte: „Jetzt macht ihr erstes Kind Bar-Mizweh (das ist die Feierlichkeit des dreizehnten Lebensjahres bei den Knaben), ich hab' sie darum gebracht.“ Wieder ward es still, bis nach Jahren einmal neuer, schöner Gesang ertönte, und der Rabbi wußte: „Jetzt führt sie ihre Tochter unter die Chuppe (Trauungshimmel), ach und weh, ich hab' ihr das genommen.“ Wie kam nun die Stimme klagend oder weinend; immer war es herrlicher, unaussprechlich süßer Gesang, und der Rabbi ward inne: „Eine glückliche Mutter wär' sie geworden, ich hab' ihr das vernichtet.“ So lebte der Rabbi das ganze Dasein des Mädchens durch, ja schon gelüstete es ihm einmal, die schönen Melodien verstummen und Wehklagen dafür zu hören, damit er doch wüßte, sie hätte auf Erden auch gelitten. Aber das kam nicht, und der Rabbi weinte über den Talmud: „So glücklich wäre sie geworden!“ Nun wollte er sterben, vergehen; der Gesang ermüdete sein Leben; dennoch konnte er nicht sterben. So war er alt und greisen schwach geworden; die Leute in der Gemeinde sanken vor ihm ins Grab, ja selbst die Kinder, die er einmal gebensicht (gesegnet), schlichen nun als finstere hinjällige Alte herum. Sie starben; er aber konnte es nicht. „Wann ist's an der Zeit, du Mädchen?“ fragte er oft, „wie lange willst du denn leben?“ Da ertönte einmal um Mitternacht ein banger Wehruf, wie der eines Sterbenden, vom Hofe herauf. „Jetzt ist sie tot,“ sagte der Rabbi, „Gott sei ewig Dank!“ Frühmorgens fanden ihn die Bochrin entseelt vor seinen Büchern liegen.